

## Die Kinder von Toxic City

Tausende Tonnen Elektroschrott aus Deutschland werden jedes Jahr nach Ghana verschifft. Mit bloßen Händen zerlegen Kinder wie Daniel Kwame Adgei ausgediente Computer, Kühlschränke und Fernseher, verbrennen Elektrokabel, um an das Kupfer zu gelangen. Die Altmetalle bringen ein paar Cent für Essen – der Rauch, die Schwermetalle und die Chemikalien den frühen Tod

Von Gaby Herzog

ACCRA. Die Anderen haben den Schatz tatsächlich übersehen. Nur eine kleine Ecke des grauen Gehäuses lugt unter dem Eisenschrott vor. Daniel Kwame Adgei wartet, bis seine drei Freunde weiter gegangen sind und zieht triumphierend lächelnd den Game Boy hervor. Dann sucht er einen Stein, zertrümmert mit kräftigen Schlägen die Plastikummantelung, löst die Leiterplatten aus dem Gehäuse und lässt sie schnell in seinem Rucksack verschwinden.

Für den 12-Jährigen ist ein Game Boy kein Spielzeug. Wenn Geräte wie diese in seinen Händen landen, reagieren die Tasten schon lange nicht mehr, der Bildschirm bleibt schwarz. Daniel hat es auf die „Innereien“ abgesehen. Alles was aus Kupfer oder Aluminium ist, bringt ihn seinem Ziel, einer Portion Reis mit scharfer Tomatensauce, die eine Frau auf einem Herd aus alten Autofelgen kocht, ein bisschen näher. Doch bislang ist der Daniels Beutel erst viertelvoll und er zieht mit langsamen Schritten, vornübergebeugt weiter über die Müllkippe von Agbogloshie.

Am Rand der ghanaischen Hauptstadt Accra ist der größte Elektroschrottplatz des Landes. Ausgeweidete Computergehäuse, zertrümmerte Fernseher, Kühlschränke, Scanner, Prozessoren und Kabel auf mehr als einem Quadratkilometer. Toxic City nennen die Menschen diesen Ort. Seit vier Jahren ist Daniel hier zu Hause. Er lebt alleine auf der Straße und sammelt wie Amoba, Emanuel, Alhasan und rund andere 300 Kinder jeden Tag Metallreste.

Als Second-Hand-Ware deklariert kommt der Sondermüll vor allem aus Europa und Nordamerika hier her. Dass die alten Bildschirme Blei und krebserregendes Kadmium enthalten und aus den Kühltruhen giftige Flüssigkeiten tropfen, interessiert niemanden. Die Pfützen schimmern in Regenbogenfarben. Im Fluss Densu, der schwarz und zäh mitten durch die Halde führt, schwimmen keine Fische mehr. Die Bärte der Ziegen, die auf der Suche nach Gras über die Abfallberge klettern, sind ölverschmiert. Eines Morgens wachte Daniel, der in einer umgekippten Kühltruhe geschlafen hatte, auf und konnte seine Augen kaum mehr öffnen. Sie waren zugeschwollen. Eine Katastrophe. „Ich konnte Kupfer nicht mehr von Plastik unterscheiden“, sagt Daniel. „Ich kann immer noch nicht wieder richtig sehen und habe oft Kopfschmerzen.“

Kupfer ist das Gold der Armen. In den vergangenen Jahren haben sich die Weltmarktpreise von 2,8 Euro pro Kilo auf 6,2 Euro mehr als verdoppelt. Auch Aluminium steht hoch im Kurs: 2001 kostete das Kilo 0,97 Euro, heute sind es rund 1,85 Euro. Die Nachfrage steigt kontinuierlich, die Altmetallhändler kaufen alles und verschaffen den Menschen rund um die Müllkippe ein Auskommen. Dass diese dabei ihre Gesundheit ruinieren, blenden sie aus. Welche Alternative hätten sie auch?

„Bis vor 15, 20 Jahren war hier eine grüne Wiese, auf der manchmal sogar Flamingos in der Sonne standen“, erklärt Patience Atakora, Mitarbeiterin von CAS (Catholic Action for Street Children). Die Organisation wird vom deutschen Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ unterstützt und kümmert sich seit vielen Jahren um die Kinder in der Region rund um die Deponie. „Heute sieht es hier aus wie auf dem Vorplatz zur Hölle. Wer ein paar Stunden bleibt, dem brennen die Augen, der Hals schnürt sich zu und kratzt. Niemand weiß, wie viele Menschen hier in Folge der giftigen Dämpfe und dem verseuchtem Wasser sterben.“ Fest steht: Kaum jemand auf der Deponie ist älter als 25 Jahre. „Jeden Tag kommen Kinder mit schlimmen Ekzemen, Verätzungen oder Magenkrämpfen zu uns in die Krankenstation.“ Erst vergangene Woche war Daniels Freund Alhasan (9) bei CAS, um sich behandeln zu lassen. Eine Scherbe hatte sich durch das Plastik seines Flip-Flops und dann in die Ferse gebohrt. „Nicht gut“, sagt er, „jetzt brauche ich neue Schuhe.“

Eine schwarze Wolke steigt ein paar Meter entfernt auf. Ein rot glühender Feuerball peitscht den Rauch flach über die Erde. Drei Jugendliche stehen mitten im Qualm und schauen zu, der Größte von ihnen stochert mit einem langen Stock in den Flammen. Den T-Shirt-Kragen hat er bis über den Mund hochgezogen. Damit es besser brennt, werfen die Jungen noch gelbe Isoliermasse, die sie aus den Türen der Kühlschränke gezogen haben, dazu. In den Flammen flackert es blau und grün auf. Jetzt ist das Feuer so heiß, dass sich in Sekunden die Plastik-Ummantelung der Kabel löst, das Kupfer liegt frei.

„Die Elektrogeräte haben eine lange Reise hinter sich. Hier auf der Halde ist Endstation“, erklärt Patience Atakora. In ihren Herkunftsländern müssten die Elektroteile eigentlich in Spezialanlagen teuer entsorgt werden. Ein Kostenfaktor, den viele gerne umgehen. Zwar ist es schon seit 1989 mit der Basler Konvention verboten, giftigen Müll zu exportieren – aber es gibt einen Trick: Die Geräte werden einfach als Gebrauchtware, manchmal sogar auch als Spende an Schulen oder Universitäten deklariert und in Entwicklungsländer verschifft. Der Zoll winkt diese Sondermülltransporte Richtung Afrika ohne strengere Kontrollen durch. Das Dilemma der Beamten: Es sei schwer nachzuweisen, ab wann defekte Geräte wirklich 100-prozentig schrottreif sind. Wie weit verbreitet diese Praxis ist, zeigt eine Schätzung Bundesverbandes für Sekundärrohstoffe und Entsorgung, demnach werden weniger als 30 Prozent des anfallenden Elektroschrotts tatsächlich ordnungsgemäß entsorgt.

Elektromüll ist ein lukratives Geschäft. Einen Röhrenmonitor fachgerecht zu entsorgen kostet in Deutschland etwa 3,50 Euro, ihn nach Ghana zu schicken, nur rund 1,50 Euro. Sobald die Ladung mit dem Schiff in Tema, dem Frachthafen unweit von Accra ankommt, wird sie dort weiter verkauft. Unbesehen übernehmen die Händler Containerweise die Ware. „Wie viele der Scanner, Bügeleisen und PCs funktionieren, ist reine Glückssache“, erklärt Mike Yeboah, der einen kleinen Elektromarkt am Kaneshie Market betreibt. Bosch, AEG, Siemens – der Händler legt Wert auf Markenware. „Es ist erstaunlich, wie viele funktionierende Geräte weggeschmissen werden“, erklärt Yeboah. „Rund 30 Prozent kriegen wir wieder flott, bei dem Rest können wir immer noch Ersatzteile ausbauen.“

Was dann noch übrig bleibt, wird mit dem Handkarren von Müllhändlern abgeholt – gegen Cash. Zwei alte Kühlschrank-Kompressoren bringen Yeboah zum Beispiel immer noch 10 Cedis – also 4,50 Euro. Während Erwachsene auf dem Schrottplatz mit Hammer und Meißel die schwarzen Metallmäntel aufbrechen – ihr Ziel ist eine Kupferspule – bleiben für die Jungen nur die Reste. Ihr Hilfemittel sind Magnete, aus alten Lautsprechern. Die ziehen sie an einer Kordel hinter sich her und sammeln so Kleinst-Teilchen aus Stahl auf. Außerdem zertrümmern sie Röhrenmonitore, um an die dünnen Halterungen zu gelangen, mit denen das Glas festgemacht ist. Viel Arbeit mit hohem Verletzungsrisiko. Dass sie dafür auch

tatsächlich Geld bekommen ist ungewiss. „Wenn man nicht schnell genug wegläuft, dann beklauen einen die Älteren“, sagt Daniel und betrachtet seine schuppige aufgerissene Haut an den Armen. „Oder die Händler geben einem kein Geld, weil sie behaupten, dass man sie bestohlen hat. Das stimmt nicht – aber was soll man da machen?“

In Agbogloshie herrschen einfache Gesetze, der Stärkere stellt die Regeln auf. Immer. Um Daniel und seine drei Freunde besuchen und fotografieren zu dürfen, verlangen die Bandenchefs eine „Anmeldungsgebühr“. Gegen 200 Cedis, umgerechnet rund 90 Euro, sind sie bereit, ein paar Stunden für die Unversehrtheit von Leben und Kamera zu garantieren.

Heute hat Daniel Glück. Als er seine Fundstücke, ein Sammelsurium aus Schrauben, Drähten und Kabeln am Nachmittag zu Ebrahim Tette, dem Boss im Viertel bringt, ist der in Geberlaune. Das Büro des Händlers und seiner Gang ist aus einem auseinander geschweißten Frachtcontainer gebaut. An der Rückwand hängt ein zerknickter Fotokalender aus 2008 mit Bildern von Jennifer Lopez. Rund um das Areal stehen Kühltruhen, sie dienen als Zaun und Tresor. Vor den Griffen sind schwere Schlösser angebracht. „Die sind randvoll mit Material“, sagt Tette und lächelt. Seine Augen sind rot gerändert, die Haut hat stumpfe Flecken. Seit zehn Jahren steht er hier schon Tag für Tag im giftigen Rauch.

Im Elektroschrott sieht Tette ein Geschäft mit Zukunft. Die technischen Innovationen überschlagen sich. „Ein Computer der heute als Revolution gefeiert wird, ist morgen technisch überholt und landet dann in Accra.“ Keine zwei Jahre nach der Markteinführung hat es gedauert, bis der Händler die ersten i-Phones hier entdeckt hat, Flachbildschirme gehören zum Alltag. „Die Reichen wollen immer mehr, das ist gut“, sagt Tette. „Nächste Woche kommen die Großhändler, ein Engländer und ein Deutscher, und holen die Ware.“ Rund die Hälfte des Weltmarktpreises bekommt der 28-Jährige für Recycling-Kupfer – davon wiederum weniger als die Hälfte bekommt Daniel.

Der steht in seiner viel zu weiten Jeanshose und dem braunen Schlabber-T-Shirt ein wenig abseits. Mit gesenktem Blick wartet er geduldig, bis er aufgefordert wird, sein Altmetall auf die Wage zu legen. „Das sind 2,5 Cedi“, verkündet Ebrahim Tette gönnerhaft und zieht ein Bündel Geldscheine aus der Hosentasche. „Ich gebe dir drei, weil ich ein großzügiger Mann bin und weil ich selber als Junge wie du Metall gesammelt habe.“ Daniel nimmt das Geld, „danke Sir“. 1,40 Euro, das ist so viel wie seine Mutter am Tag für die Ernährung der sechsköpfigen Familie zur Verfügung hatte.

Mit acht Jahren ist Daniel aus dem Norden Ghanas in die Hauptstadt gekommen, zusammen mit einem Nachbarjungen. „Hier gibt es Kinos und Geschäfte und ich habe fast immer etwas zu Essen“, erklärt er. 61.500 Kinder leben wie er in Accra auf der Straße. Gewalt, Prostitution und Krankheit gehören zum Alltag, dennoch sind sie freiwillig da. „Schwer vorzustellen. Aber viele sehen selbst in ihrem Leben auf der Müllkippe eine echte Alternative“, erklärt Patience Atakora von CAS. „Im Norden, wenn der Sand aus der Sahara kommt, verdunkelt sich wochenlang die Sonne. Es schrecklich heiß, gibt kaum Wasser, zu wenig zu essen. Die Familien sind oft zerrüttet, Alkoholismus ist ein großes Problem und die Kinder haben keine Zukunftsperspektiven.“

Daniel spricht nicht gerne von zu Hause. Als er wegging, prägte er sich die Handynummer seiner kranken Mutter ein. Er wollte sie anrufen, wenn er es in Accra zu was gebracht hat. „Aber eines Morgens waren die Zahlen plötzlich nicht mehr in meinem Kopf. Der Rauch macht vergesslich“, sagt er und gibt den Resten einer Computertastatur einen Tritt - Ü, Ö, Ä

ist dort zu lesen. Deutsche Buchstaben zu lesen. Seit diesem Tag sei ihm klar, dass er ganz und gar nur auf sich gestellt ist.

Nur Patience und ihre Kollegen von CAS fragen ihn, wie es ihm geht und bieten Hilfe an. „Im Zentrum kann ich umsonst duschen. So lange, bis der Dreck wirklich ab ist“, erklärt Daniel. „Und danach spiele ich mit den andern Jungs im Hof Fußball.“ Auf einem Spielfeld ohne Glassplitter und Ölseen.

## **Info**

50 Millionen Tonnen Elektroschrott fallen nach Schätzungen der Uno jedes Jahr weltweit an. 100.000 Tonnen ausgemusterte Elektrogeräte werden allein aus Deutschland jährlich in Richtung Süden gebracht. Um zu verhindern, dass alte Geräte z.B. nach Ghana weiter verkauft werden, sollten die alten, defekten Geräte bei offiziellen Recyclingstellen abgegeben werden. Informationen dazu geben der Bürgerservice der Stadt oder der jeweilige Hersteller.

CAS „Catholic Action for Streetchildren“, kümmert sich um Straßenkinder in Accra. Hier finden die Kinder eine Anlaufstelle, werden medizinisch versorgt, haben eine Möglichkeit sich zu waschen, zu spielen und können an einem Bildungsprogramm teilnehmen und einen Schulabschluss machen. CAS wird vom deutschen Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ unterstützt. [www.kindermissionswerk.de](http://www.kindermissionswerk.de)